



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

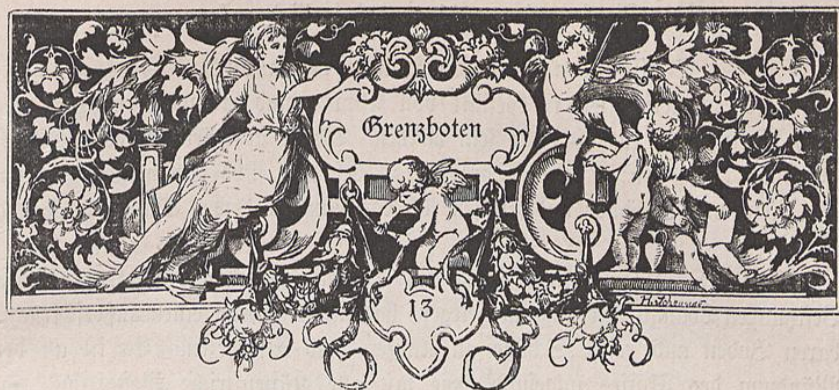
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Franzosen am Kongo und in Madagaskar.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Franzosen am Kongo und in Madagaskar.



as wir vor einigen Wochen (vgl. Nr. 6) in Betreff der französischen Kolonialpolitik vermuteten, beginnt sich jetzt zu erfüllen. De Brazza ist zur Gründung einer Niederlassung, die sich zu einem Staate erweitern soll, nach dem Kongo abgereist, und in Madagaskar haben die dort an der Ost- und an der Nordwestküste eingetroffenen französischen Kriegsschiffe in diesem Augenblicke bereits die Feindseligkeiten gegen die Hova-Regierung eröffnet, welche die Insel oder wenigstens einen beträchtlichen Teil derselben in die Gewalt Frankreichs bringen sollen. Da es so gut wie sicher ist, daß diese beiden Unternehmungen die Welt weiter beschäftigen werden, so wird es nicht überflüssig sein, sie etwas näher ins Auge zu fassen.

Der Kongo oder Zaire ist der größte Strom Afrikas und einer der längsten und wasserreichsten Flüsse der Erde überhaupt. Aus den Seen in Zentralafrika kommend, ergießt er sich im Südwesten des Weltteils in das Atlantische Meer. An seiner Mündung fast anderthalb deutsche Meilen breit, hat er hier eine Tiefe von mehr als zweihundert Faden, und weiter oben, jenseits der Stromschnellen der Gegend, wo er das Gebirge durchbricht, ist er noch zwanzig Meter tief. Bis vor kurzem war nur sein unterer Lauf in Europa bekannt, erst Stanley bereiste und beschrieb ihn und seine Uferlandschaften von der Quelle bis zur Meeresküste. Dieser Riesestrom, in den eine große Anzahl kleinerer Wasserläufe mündet, zeigt zu verschiedenen Zeiten einen sehr verschiedenen Charakter, indem er während der heißen und trocknen Monate des Jahres seicht ist, während der Regenzeit aber ungeheure Wassermassen fortwälzt. Er ist ferner sehr reißend; denn sein Fall beträgt auf eine Strecke von ungefähr dreihundert Meilen gegen tausend Meter. Aber nur an einer Stelle, bei Mandschanga,

stellt er der Schifffahrt auf eine Entfernung von anderthalb Meilen unüberwindliche Schwierigkeiten in Gestalt von Klippen und Strudeln entgegen, die auch künftig nicht zu beseitigen sein werden. Weiter aufwärts ist er mit flachgehenden Dampfern zu jeder Jahreszeit zu befahren, und das gleiche gilt von dem Netze von Strömen und Flüssen, die das Land zu beiden Seiten des Kongo bewässern.

Dieses Land, am untern Laufe des Stromes zwischen den portugiesischen Besitzungen Loango und Angola gelegen, hat in der Ebene einen äußerst fruchtbaren Boden und reiche Schätze an Kupfer- und Eisenerzen. Es ist an der Mündung des Flusses ungesund, wie fast alle Küstenstriche Westafrikas, im Innern dagegen, namentlich in dem Hochlande der Montes Quemados, dessen Gipfel die Höhe von tausend Metern erreichen, auch für Europäer zur Niederlassung wohlgeeignet. Die Eingebornen sind Neger, wenig begabt, aber gutmütig, ehrlich und nicht kriegerisch. Als das Land 1484 von dem Portugiesen Diego Caõ entdeckt und, wie damals üblich, für die Krone Portugal in Besitz genommen wurde, bildete es ein Reich mit den sechs Provinzen Sonho, Bamba, Batta, Bango, Sundi und Pemba, in deren letzter auf einem Berge die Hauptstadt Umbassi lag. Der König (Tschenu) zeigte sich entgegenkommend, rasch breitete sich das Christentum aus, und bald war von den katholischen Missionären die ganze Bevölkerung zu ihm bekehrt, natürlich wie in allen diesen Gegenden nur äußerlich. Als in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die kriegerischen Stämme der Giagi in das Reich eingedrungen waren, wurden sie mit Hilfe der Portugiesen wieder verjagt, aber als die Provinz Sonho (an der Mündung des Kongo) zum Entgelt für diesen Beistand an Portugal abgetreten werden sollte, kam es zu einem Bürgerkriege, der damit endete, daß die Provinz vom Reiche sich losriß, welchem Beispiele zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts auch Bamba folgte. Zuletzt zerfiel das ganze in Stücke, die fortan nur von kleinen Häuptlingen beherrscht wurden; die in San Salvador umgetaufte Hauptstadt Umbassi wurde eine Wüstenei, das Christentum verschwand beinahe ganz, und die Bevölkerung versank in die alte Armut und Unwissenheit.

Versuche, das Gebiet für europäische Kultur wiederzugewinnen, mißlangen, bis Stanley nach seiner großen Entdeckungsreise durch den dunkeln Erdteil die Sache in die Hand nahm. Im Auftrage und mit Unterstützung der 1876 gegründeten, unter dem Vorstiz des Königs der Belgier arbeitenden „Internationalen Afrikanischen Gesellschaft“ kehrte er im Jahre 1879 nach dem Kongo zurück, um sein Zivilisationswerk zu beginnen. Zuerst errichtete er zu Banana am Ausflusse des Stromes in das Meer eine Station für Maschinen, Werkzeuge und Vorräte aller Art. Dann stellte er eine Dampferverbindung von Fiangila nach Madschanga her und legte bei Bivi eine zweite Station an, von der aus er auf dem rechten Ufer eine vier Meter breite Fahrstraße erbaute, welche die Stromschnellen umging und beim Stanley-Pool, dem Anfangspunkte

der großen schiffbaren Flußstrecke im Innern, endigte. Die Schwierigkeiten, mit denen er dabei zu kämpfen hatte, waren außerordentlich groß. Das Terrain hemmte den Fortschritt der Arbeiten durch dichten Urwald und Felschluchten; Proviant und Futter für die Lasttiere waren an Ort und Stelle nicht zu haben und mußten deshalb nachgeschafft werden, infolge des Klimas erkrankten und starben viele von den Arbeitern. Die Eingebornen weigerten sich anfangs, Dienste zu leisten, und später zeigten sie sich nur gegen hohen Lohn dazu bereit, sodaß sich Stanley genötigt sah, von Zanzibar Leute kommen zu lassen. Aber der energische Mann verzagte nicht, und seine Beharrlichkeit wurde mit Erfolg belohnt. Bald standen ihm vier Dampfer zur Verfügung, zwei für die Strecke von der Mündung bis zur Station Vivi, und zwei für den mittlern und obern Lauf des Kongo. Nachdem er das Dampfboot *En avant* glücklich bis zum Stanley-Pool gebracht hatte, gründete er achtzehn Meilen davon entfernt, an der Mündung des Ibari Ktutu, eine dritte Station. Dann kehrte er für einige Monate nach Europa zurück, um dem Könige der Belgier über seine Thätigkeit Bericht zu erstatten, und während seiner Abwesenheit übernahm der deutsche Reisende Peschuel-Bösch den Befehl über die in Afrika zurückgebliebenen Beamten und Arbeiter der Expedition.

Nachdem also Stanley der Welt die große Wasserstraße nach dem Herzen Afrikas gezeigt, errichtete die Internationale Gesellschaft, deren energischster Agent er war, unter seiner Leitung am Kongo verschiedene Posten zu dem Zwecke, von da aus Handel zu treiben und dem Einflusse von Religion und Gesittung Bahn zu brechen. Es schien eine Zeit lang nichts weniger als unmöglich, daß der Kaufmann und der Missionär der Zivilisation und dem Verkehr das weite Land noch einmal auf friedlichem Wege eroberten. Keine Macht dachte an Annexion desselben, jede, die in der Gesellschaft vertreten war, begnügte sich mit der Absicht, es durch Anlegung von Straßen und Aufstellung von Dampfbooten zugänglich zu machen, die Bevölkerung von Kriegszügen, Raub und Sklavenjagden abzulenken und sie allmählich an die oder jene Industrie zu gewöhnen, welche einen vorteilhaften Austausch von Landeserzeugnissen gegen europäische Fabrikwaaren zu sichern geeignet war. Es war die beste Aussicht, daß dieses Verfahren der Internationalen Gesellschaft das Kongothal oder wenigstens einen großen Teil desselben ohne irgendwelche Gewaltmaßregeln für den Handelsverkehr gewann und humanen Einflüssen öffnete. Bis in weite Entfernung von der Küste waren bereits Brücken und Wege angelegt, gingen Lasttiere, Wagen und Dampfer, und die Bevölkerung, die anfangs mißtrauisch gewesen war und bisweilen das Treiben der weißen Männer zu hindern gesucht hatte, begann sich zu fügen und den Fremden sogar Beistand bei ihrer Arbeit zu leisten. Es war vorauszusagen, daß bei Fortdauer dieser Verhältnisse im Laufe von zehn bis zwanzig Jahren eine Kette kommerzieller Ansiedlungen, Depots, Faktoreien und Märkte sich von dem Ausflusse des Kongo bis nach Nordosten hinauf und

vielleicht bis zu dem Punkte im Innern erstreckt haben würde, wo der Qualubaden großen Landsee verläßt. Und wäre dieser Gedanke auch nicht auszuführen gewesen, so kann niemand mit Zug daran zweifeln, daß ein langer und breiter Gebietsstreifen im Zentrum Afrikas auf diesem Wege in Zustände versetzt worden wäre, welche den dort hausenden wilden Stämmen große Vorteile gebracht und der europäischen Spekulation und Arbeit neue Märkte geboten hätten. Das alles ist auch noch heute möglich, aber leider nicht mehr recht wahrscheinlich. Wir sehen uns vielmehr vor das Bedenken gestellt, ob der Same der Zwietracht, der bereits ausgestreut ist, nicht aufgehen und alle jene schönen Pläne und Hoffnungen vereiteln wird.

Der eine Zweig der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft reichte nach Frankreich hinein. Der Führer der Expedition, welche derselbe nach Westafrika auf Entdeckungen aussandte, war der tapfere und thatkräftige Graf Savorgnan de Brazza, der sich nicht damit begnügte, innerhalb der Linien seiner Auftragsgeber zu arbeiten, sondern seine Bemühungen ganz und gar darauf richtete, der französischen Republik einen Vorteil zuzuwenden, indem er ihr eine neue Kolonie zu verschaffen bestrebt war. De Brazza reiste, unterstützt von der französischen Regierung, im Jahre 1879 nach dem Kongo ab. Er näherte sich demselben von Norden her, d. h. er fuhr den Ogowefluß hinauf und stieß nach einer mühseligen und gefährlichen Wanderung östlich vom Stanley-See, einer seeartigen Erweiterung des Kongo, auf diesen Strom. Noch einmal brach er nach dem obern Ogowe auf, dann kehrte er nach dem Ufer des Kongo zurück, und hier begann er die Ausführung seiner politischen Absichten, indem er in Sbaka, an der Mündung des obengenannten Sbari Mutu, eines von Süden her dem Kongo zufließenden Flusses, sich von Makoko, einem der vielen kleinen Fürsten oder Häuptlinge, die jetzt das Kongovolk beherrschen, die Erlaubnis zur Anlegung einer Station in der Nähe des Stanley-See erwirkte und sich vertragsmäßig gegen Geschenke für Frankreich ein beträchtliches Stück Land abtreten ließ, auf dem er die Faktorei Brazzaville anlegte, nachdem er zuvor schon am obern Ogowe die Station Franceville errichtet hatte. Über Vivi ging Brazza alsdann nach der Mündung des Kongo und von dort nach dem Gabunfluß, wo er um Weihnachten 1880 eintraf, und von wo er sich wieder nach Franceville begab. Dann legte er an dem von ihm im Jahre 1878 entdeckten Alima, einem andern Nebenflusse des Kongo, 1881 eine dritte Station an, die er Poste d'Alima nannte, und die an der Stelle liegt, wo der Alima schiffbar wird. Da nach seinen Angaben die Gegend zwischen diesem und dem Ogowe fruchtbar und dicht bewohnt ist, da sich ferner ohne viel Schwierigkeit hier Fahrstraßen erbauen lassen, da ferner die dort hausenden Negerstämme friedlich und ihm günstig gesinnt sind, und da ihm endlich auch am Kongo bisher keine Hindernisse in den Weg gelegt worden sind, so hat es den Anschein, als würden ihm seine Absichten gelingen.

Während de Brazza seine dritte Faktorei am obern Nlma einrichtete, traf der Schiffsfähnrich Mizo mit zwei andern Franzosen aus Europa am Dgowe ein. Dieselben langten um die Mitte des September 1881 in Franceville an, und Mizo übernahm die Leitung dieser Station. De Brazza aber kehrte jetzt nach Paris zurück, wo er der Regierung seinen Vertrag mit Makoko vorlegte und diese sowie die Kammern bewog, ihn zu ratifiziren und ihn weiter zu unterstützen. Die Folge war, daß eine größere französische Expedition nach dem Kongothale aufbrach. Eine Kompanie algerischer Schützen wird den Reisenden, der jetzt Offizier der französischen Flotte geworden ist, als Eskorte begleiten, ein französisches Kanonenboot ist zu seiner Verfügung gestellt worden, und man hat ihn mit reichlichen Vorräten an Waffen und Munition versehen. Er zog als Agent der Internationalen Gesellschaft, einer Privatgenossenschaft, aus und verwandelte sich bei seiner Rückkehr in einen Beamten und Offizier einer großen kontinentalen Regierung, der sich jetzt nach Afrika begeben hat, um die Erfüllung eines Vertrages, welcher dieser Regierung ausschließliche Privilegien verleiht, nötigenfalls mit Gewaltmitteln durchzusetzen. Mit andern Worten: wo bisher europäische Unternehmer neutrale Personen waren, die kein nationales Symbol vereinigte, und die unter keiner Regierung dienten, sondern reine Privatleute waren, kommt dieser Unternehmer mit einer Tricolore in der Hand und im Namen und Auftrage der französischen Regierung und versetzt damit das Vorgehen im Kongothale auf einen ganz neuen und nicht ungefährlichen Boden. Er hat den ursprünglichen Plan einer friedlichen Eroberung des Landes untergraben und mit Bewußtsein und Absicht Grund zu Streitigkeiten gelegt.

Uns Deutschen kann das recht sein, wie alle ähnlichen Unternehmungen der Franzosen in fernen Gegenden. In England aber ist man darüber in hohem Grade mißtrauisch geworden, sowohl in der Kaufmannswelt als im Parlament. Schon sind in der Sache Anfragen an die Minister ergangen, und Jakob Bright hat als Sprecher für die Fabrikanten in seiner Wählerschaft eine Motion angekündigt, welche eine gründliche Besprechung der ganzen Angelegenheit zur Folge haben wird. Auch die Londoner Presse hat sich des Gegenstandes bereits bemächtigt und bespricht ihn in Ausdrücken, die den Franzosen durchaus nicht schmeicheln. So sagt der Daily Telegraph u. a.: „Was das Publikum zu wissen wünschen muß, ist, wie England sich zur Frage dieser großen Einfahrt in das Innere Afrikas stellt, in welchem Grade unsre Handelsinteressen von dem Thun und Treiben der verschiedenen Parteien berührt werden, die gegenwärtig stromaufwärts vordringen, und ob irgend eine derselben auf geraden oder krummen Wegen sich ausschließliche Vorteile zu verschaffen strebt. Es ist möglich, daß aus Stanleys glänzender Entdeckung internationale Verwicklungen hätten hervorgehen können, aber sei dem, wie ihm wolle, die Quelle und der Ursprung der jetzt bestehenden Schwierigkeiten ist einzig und allein in dem eigentümlichen Verfahren de Brazzas zu suchen, welcher meinte,

er habe für die Franzosen gewisse Rechte erworben, welche, wenn man ihnen nicht entgegentritt, wahrscheinlich Verwirrung und Zusammenstöße zur Folge haben werden, wo das Nichtvorhandensein eines um sich greifenden Wesens sicher wohlthätige Ruhe und dauernden Frieden geschaffen hätte.“ An einer andern Stelle sagt das Blatt: „Nicht alle Folgen dieses gewagten Schrittes lassen sich voraussehen. Aber es liegt auf der Hand, daß der französische Ehrgeiz die besten Aussichten auf eine friedliche Entwicklung des Kongothales bedroht. Die bloße Thatsache, daß eine Regierung in aller Form auf die Bühne getreten ist, deutet auf Konflikte hin, die vielleicht nicht immer diplomatischer Natur sein werden. Die britische Regierung unterhandelt bereits mit Portugal auf der Grundlage seiner alten Ansprüche auf Gebiet zu beiden Seiten des Flusses. Noch ist keine Entscheidung erreicht, aber es ist im Unterhause erklärt worden, es werde dafür gesorgt werden, daß die Portugiesen, falls ihr Anspruch zugestanden werden sollte, unsern Handel nicht stören dürften.“*) Jetzt erscheint eine andre Regierung am Kongo, setzt sich über beide Ufer seines Laufes und vernichtet mir nichts dir nichts die Unabhängigkeit der Bevölkerung an der Küste. In unsern Fabrikdistrikten giebt sich beträchtliche Eifersucht bezüglich des portugiesischen Verlangens kund, und wenn Brights Motion durchginge, würde das Kabinet sich gehindert sehen, irgend einem Vertrage zuzustimmen, welcher die Einverleibung von Gebiet durch eine europäische Macht sanktionirte. . . Was die Internationale Gesellschaft betrifft, so ist zu bemerken, daß Stanley, dem französischen Agenten zuvorkommend, an den Kongo zurückgekehrt ist, und daß er nicht zu den Leuten gehört, die sich schüchtern und demüthig Anmaßungen, welche unter der Decke spielen, unterwerfen.“ Die Handelskammer von Manchester hat darauf hingewiesen, daß ein bedeutender Kapitalbetrag jetzt in dem Handel auf den verschiedenen Flüssen der afrikanischen Westküste angelegt sei, und daß die Industrie ihres Bezirks ein erhebliches Interesse an seinem Gedeihen habe. Sie hat darauf aufmerksam gemacht, wie die Franzosen den Niger von seiner Mündung bis nach Timbuktu hinauf monopolisirt haben, und bezieht sich schließlich auf den Brazzaschen Vertrag, der Frankreichs Kolonien zu vermehren bestimmt ist. „Alle diese Dinge, meint der Telegraph, beschränken einen Handel, der bisher frei war, und halten die vielversprechende Entwicklung dieses Theiles der Welt zur Gefittung auf. Was den großen Kongo betrifft, so gab ihn Stanley der ganzen Menschheit, und die Zivilisation [wirklich nur die?] verlangt, daß er nicht der Habgier und Streitsucht als Beute überantwortet werde.“

Ähnlich wie zu der Kongofrage verhält sich begreiflicherweise die öffentliche Meinung in England zu dem Vorgehen der Franzosen gegen Madagaskar. Der Angriff auf die Insel hat begonnen. Die Stadt Tamatave, ein Hafenplatz der

*) Nach den neuesten Nachrichten wird Portugal eine Flottille nach dem Kongo abgehen lassen, und England soll dies begünstigen wollen.

Küste nicht fern von der französischen Insel Reunion und deshalb die gegebene Landungsstelle für ein Invasionsheer, ist nach den neuesten Nachrichten besetzt worden, und zu gleicher Zeit sind vier Kriegsschiffe nach dem Nordwesten abgedampft, wo die Republik früher eine Faktorei besaß. Nach Verträgen, die vor etwa dritthalbhundert Jahren abgeschlossen wurden, glaubt Frankreich eigentlich im rechtlichen Besitz von etwa drei Vierteln der ganzen ungeheuern Insel zu sein. Doch will es dieses angebliche Recht jetzt nicht geltend machen, sondern sich mit vier Zugeständnissen zufrieden geben: 1. Die Königin soll für einen an der madagassischen Küste geplünderten französischen Lugger Schadenersatz leisten; 2. die Hovaregierung soll das Erbrecht der Nachkommen des französischen Konsuls Laborde auf das Grundeigentum anerkennen, welches dieser auf der Insel besaß; 3. sie soll die Häuptlinge bestrafen, welche auf französischem Gebiete ihre Flagge aufgehißt haben, und 4. sie soll die von ihr aufgehobenen Vorrechte der Franzosen wiederherstellen. Der letztgenannte Punkt ist der allein wichtige. Wollte die Königin Ranavalo auf ihn eingehen, so hieße das den Franzosen die thatsächliche Herrschaft über die Insel einräumen. Man wird also eben nicht auf ihn eingehen, es sei denn durch Waffengewalt dazu gezwungen. Kein unparteiischer Richter wird den Malagassen in der Sache ganz Unrecht geben können. Das Verfahren gegen sie wiederholt nur die alte Geschichte westlicher Manöver gegen östliche Halbbarbaren, mit denen man sich quasi rechtliche Ansprüche schuf, die schließlich mit dem Schwerte in der Hand eingetrieben wurden. Auch die englische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts weiß von solchen Mäkten zu erzählen, und so hat John Bull seinem Nachbar über den Kanal in der Sache nichts vorzuwerfen. Aber zu spotten kann er nicht unterlassen, und damit hat er wohl nicht Unrecht. Sie waren immer unsre Nebenbuhler, aber keine glücklichen, darf er jagen. Sie verloren durch uns ihre indischen Besitzungen, wir vertrieben sie aus Canada und zwangen sie, Louisiana, d. h. das ungeheure Thal des Mississippi mit den Thälern seiner Nebenflüsse, zu verkaufen. Sie rächten sich dadurch, daß sie Algerien und neuerdings Tunis wegnahmen, was uns des Mittelmeeres wegen unbequem und verdrießlich war. Der Versuch, Madagaskar zu erobern, gehört auf ein andres Blatt, es soll damit die Niederlage ausgeglichen werden, die wir ihnen in Agypten beigebracht haben. Frankreich mußte die südafrikanische Insel einziehen, weil das nordafrikanische Delta nebst Zubehör in englische Hände geraten war. Es mußte in Antananarivo, der Hauptstadt der Malagassen, auch ein Tel El Kebir haben. Es ging gar nicht anders. Thiers pflegte gelegentliche Kriege, die sein Vaterland führte, damit zu rechtfertigen, daß es nützlich sei, von Zeit zu Zeit jenseits der Grenzen seine Fahne zu zeigen. Sonst hätten natürlich die Völker das Vorhandensein Frankreichs vergessen, und das würde eine internationale Kalamität gewesen sein. Diese große Nation, die, wie wir aus Victor Hugo wissen, „das Mekka der Menschheit“ ist, würde den Leuten aus dem Gedächtnis

geraten sein, wenn französische Musketiere oder Dragoner nicht bisweilen ein paar Fremde umgebracht hätten, lediglich um die Welt an die Aufgabe zu erinnern, die einem edeln Volke zu Teil geworden ist. Unparteiische Beobachter können etwas boshaft Humoristisches darin finden, daß, weil wir Frankreich am Nil „ignorirt“ haben, die Malagassen für solch unhöfliches Gebahren bestraft werden müssen. Die Fürstin und die Bevölkerung der bedrohten Insel freilich werden in der Thatfache, daß sie hingeschlachtet werden, weil in Kairo die doppelte Kontrolle ein Ende nahm und die Eitelkeit der Franzosen Genugthuung dafür verlangt, gerade nichts erfreuliches erblicken und ebensowenig etwas Logisches.

So die englischen Spötter. Indeß, wenn auch der nächste Beweggrund für diese plötzliche Thätigkeit der Franzosen im fernen Südosten neu ist, so hat es doch schon oft Streit zwischen Frankreich und Madagaskar gegeben. Die Franzosen landeten vor etwa zweihundertundfünfzig Jahren auf der Insel und gründeten hier 1774 eine Niederlassung. Während des langen Krieges mit Napoleon I. nahmen die Engländer ihnen ihr dortiges Fort und die benachbarten Inseln Mauritius und Reunion weg. Die letztern erhielten sie beim Frieden zurück, das Fort aber übergab man 1818 dem König Radama, um ihn durch ein Geschenk zur Unterdrückung des Sklavenhandels zu bewegen. Seine Nachfolgerin trieb 1835 die britischen Missionäre aus dem Lande und begann eine Verfolgung der eingeborenen Christen und der fremden Ansiedler. Dies führte 1845 zu einem englisch-französischen Angriff auf die Küstenstadt Tamatave. Derselbe mißlang, und die Insel versank unter der Königin Ranavalona wieder in Heidentum und Barbarei. 1855 unternahmen die Franzosen allein eine neue Expedition gegen Madagaskar, erlitten aber eine Niederlage, und der Kaiser Napoleon, damals vom Krimkriege stark in Anspruch genommen, verfolgte die Sache nicht weiter. Seitdem hat der Westen die Insel unbehelligt gelassen. Als die reaktionäre Königin starb, folgte ihr ihr Sohn, ein Christ und Freund der Gefittung, und obwohl es gelegentlich zu Rückfällen und Aufständen kam, sind die Zustände unter ihm und der jetzigen Herrscherin im ganzen befriedigend gewesen. Man hat Missionäre geduldet, ja ermutigt, der Handel mit Europa hat zugenommen, die Sklaverei ist beseitigt, die Zivilisation hat sich weithin ausgebreitet. Die Franzosen behaupten nun, die gegenwärtige Beherrscherin der Insel sei nur „Königin der Hovas,“ des mächtigsten Stammes der Malagassen, und der Besitz ganz Madagaskars komme ihr rechtlich nicht zu. Das scheint aber nur ein Kniff der französischen Diplomatie zu sein. In neueren Verträgen werden die Vorgänger der jetzigen Königin entschieden als Souveräne der gesamten Insel angesehen und behandelt, und zwar ohne irgendwelchen Vorbehalt. Gewiß bestand das Reich von Madagaskar einmal aus einer Zahl von Stämmen, die voneinander unabhängig waren, aber das war auch mit Frankreich und allen andern europäischen Staaten einmal der Fall. Die Franzosen behaupten, ein

Recht darauf zu haben, mit den Sakalavas, einem untergeordneten Stamme auf der Nordwestseite der Insel, direkt zu unterhandeln, und ihr jeziger Streit mit der Königin entspringt zum Teil aus der Weigerung der Letztern, die Unabhängigkeit von Leuten anzuerkennen, die sich einst ihrer Obmacht unterwerfen mußten. Allerdings ist diese Unterwerfung von verhältnismäßig neuem Datum. Sie erfolgte unter Radama I., Madagaskars Peter dem Großen. Bei seinem Regierungsantritt fand er ein barbarisches Volk vor, bei seinem Tode hinterließ er ein vielfach zivilisiertes. Er förderte Missionäre und Gewerbsunternehmer, höhere und niedere Schulen, übte seine Kriegerleute nach europäischem Muster und versah sie mit guten Waffen, schickte talentvolle Malagassen nach Mauritius und selbst nach Europa, um sich in den Wissenschaften und Künsten des Westens auszubilden und sie dann in der Heimat zu lehren. Der genannte Stamm im Nordwesten, auf dessen Freundschaft die Franzosen sich jetzt stützen, zeichnete sich damals durch Seeraub und Sklavenhandel aus. Der König unterdrückte beides im Einklange mit einer Übereinkunft, die er mit den Engländern abgeschlossen hatte, und zwang die Sakalavas, seine Oberherrlichkeit anzuerkennen. Seine Laufbahn bot für alle Freunde des Fortschritts hohes Interesse, es war der erste Versuch, Madagaskar der Familie der zivilisierten Völker und Länder zu nähern. In dieser Beziehung erstrebte und erreichte er, wenigstens zum Teil, auf seiner fernen Insel, was Mehemed Ali in Ägypten im Auge hatte und leistete. Nach seinem Tode nahm das zwar ein jähes Ende, indem unter seiner Nachfolgerin das Christentum und die Gesittung wieder vom Götzendienste und der einstigen Roheit und Unwissenheit überwuchert wurden, aber nach Verlauf von drei Jahrzehnten erhob sich ein zweiter Radama, unter dem und dessen Erben Madagaskar vielfach wiedergewonnen wurde, wenn nicht überall für das Christentum, so doch für Duldung und Menschlichkeit. Die wieder zugelassenen Missionäre haben die große Masse des Hovavolkes noch nicht bekehrt, aber immerhin auf viele Eindruck gemacht, und sie sind im Lande geblieben als Vorposten westlicher Bildung und Denkart und als Vorbereiter besserer Zustände. Es scheint darum ein grausames Verhängnis zu sein, wenn bloßer Landhunger jetzt einen Kampf zwischen einer großen europäischen Nation und diesem halb zivilisierten, aber fortschreitenden Volke entzündet hat.

Madagaskar ist ein Land, dessen Besitz wirklich begehrenswert ist. Da man Australien als einen Weltteil zu betrachten hat, so ist die Insel der Hovas wohl die größte der Erde; denn sie ist ungefähr so ausgedehnt wie Frankreich selbst. Ungleich Australien, zeigt sie ein prächtiges Netz von Flüssen und Strömen, die von dem Zentralgebirge, von dessen Höhen mehrere die Schneegrenze dieser Breiten überragen, indem sie über zwölftausend Fuß hoch sind, nach der östlichen und der westlichen Küste hinabfließen. Das Innere ist durchaus gesund, aber am Meere zieht sich fast allenthalben wie am afrikanischen Festlande ein mehr oder minder breiter Gürtel von Sümpfen und Marschen hin, deren Luft

den Europäern gefährlich ist. Die Bevölkerung, welche von einigen nur auf drei, von andern auf fünf Millionen Seelen geschätzt wird, gehört zum Theil einer Rasse an, welche Verwandtschaft mit den Negeren zeigt, redet aber nur eine Sprache, die zu den malajischen Idiomen zu zählen ist. Die herrschenden Stämme, die Hovas, sind hochgewachsene, breitschulterige Leute, die sich durch physische Kraft und energischen Geist auszeichnen. Sie gleichen den Zulus an Mut und Ausdauer, sind denselben aber sonst in vielen Beziehungen überlegen. Es ist daher nicht zu erwarten, daß die Eroberung der Insel den Franzosen sehr leicht fallen wird. Die französische Geschichte ist in diesem Teile der Welt voll von mißglückten Angriffen, und man darf annehmen, daß es ihnen hier ergehen wird, wie ihnen von Alfred de Mussat in Betreff eines gewissen Landes am Rheine prophezeit worden ist: „Sie werden auf die Fußtapfen ihrer Väter stoßen.“ Nur wird ein Unterschied sein, die Fußtapfen werden mit der Spitze nach dem Ausgangspunkte gerichtet sein, ungerächte Niederlagen und hastige Rückzüge sind die Ereignisse, von denen die Küsten von Madagaskar erzählen. Es giebt hier und im Innern keine Kanäle und Eisenbahnen, wie sie die Engländer auf dem Wege von Alexandrien nach Kairo antrafen, dagegen reizende Bergströme, schroffe Schluchten ohne Brücken und dichtbewachsene Wälder in Menge, es werden mehr Leute durch Krankheit und Mangel untergehen als durch Schwert und Kugel, und wenn die Malagassen sich das Beispiel des Fabius Cunctator zum Muster nehmen, so wird es manches Hundert Rothosen kosten, bevor man in Paris die Einnahme von Antananarivo durch Illumination feiern kann. Wenn Frankreich sich an dem ägyptischen Kriege nicht beteiligte, so war die Ursache wohl Angst vor Berlin. In Madagaskar sieht es eine Insel, mit der Bismarck sich nicht befaßt, und wo es sich deshalb keine Entlastung aufzuerlegen hat. Es wird sich hier doppelt trösten, indem es den Verlust von Elsaß und Lothringen durch Gründung eines neuen Lemurischen Reiches gutmacht und Tel El Kebir durch einen Sieg vermischt, der den französischen Poeten neuen Stoff zu Lobgesängen liefert. Indes hat die Sache auch ihre bedenkliche Seite, besonders für das Cabinet Jules Ferry. Eine größere Expedition nach Madagaskar ist ein kostspieliges und, wie gezeigt, gefährliches Unternehmen. Ferry hat weder mit England noch mit Deutschland dabei zu rechnen, wohl aber mit Clémenceau und seiner Partei, die aus demokratischen Grundsätzen gegen alle kriegerischen Abenteuer sind. Afrika ist von alter Zeit her verhängnisvoll für europäische Politiker gewesen, im alten Rom und in unsern Tagen, wo im Zululande eine Dynastie erlosch und Minister an Mißgriffen scheiterten, die sie in Transvaal oder Tunis begangen hatten. Madagaskar kann noch das Feldgeschrei einer neuen Ministerkrisis an der Seine werden.